

Entfremdung readressiert

Eine explorative Untersuchung zur Prekarität
im Investmentbanking

von *Dustin Voss*

17

Ende der 90er Jahre unternimmt der französische Soziologe Pierre Bourdieu den Versuch, das Verständnis von Prekarität als Problem der Armut umfassend zu erweitern. Er definiert den Begriff als allgemeine Verkörperung von Statusungewissheit und macht ihn damit schichtenübergreifend verankerbar. Dies eröffnet neue Möglichkeiten der soziologischen Analyse. Darauf aufbauend wird in diesem Beitrag versucht, Karl Marx' Entfremdungstheorie auf eine (vermeintlich) elitäre Gruppe kapitalistischer Gesellschaften – die „Finanzmanager_innen“ – anzuwenden. Auf die oft gestellte Frage nach den Motivationsstrukturen dieser Gesellschaftsgruppe könnte diese Readressierung der Marx'schen Entfremdungstheorie eine unkonventionelle Antwort geben. Denn wie sich herausstellt, zeigt sich die Entfremdung insbesondere in der Funktionalisierung von zwischenmenschlichen Beziehungen und der Konstruktion einer sozial-anschlussfähigen Persönlichkeit im finanzelitären Arbeitsumfeld. Dies wird im Rahmen dieser Arbeit auf Grundlage eines umfangreichen Leitfadeninterviews mit einem aktiven Top-Investmentbanker explorativ überprüft. Die Untersuchung zeigt, dass unter Berücksichtigung moderner Entwicklungen eine erweiterte Anwendung der Marx'schen Theorie angebracht ist.

abstract

Das Prekariat

Der Begriff des *Prekariats* wurde insbesondere im Frankreich der 90er Jahre soziologisch diskutiert, zurzeit, als von einer „gescheiterten Integration“ in den Banlieues der französischen Großstädte die Rede war. Der zunehmend offensichtliche Zusammenhang von Ausschluss, Desintegration und Gewalt bildete soziale Sprengsätze, welche die Debatte um den Prekaritätsbegriff dominierten. Mehr als 20 Jahre später hat der Begriff allerdings an Relevanz und Aktualität verloren, nicht zuletzt, weil sozialstaatliche Strukturen ein Aufbegehren unterdrückten (Vogel 2008: 13; siehe auch Leisering 2001).

Der Prekaritätsbegriff bezieht sich in modern-kapitalistischen Gesellschaften zumeist auf fordristische Arbeitsstrukturen, in welchen „Arbeit [...] den Faktor [bildet], auf den die Lebensführung ausgerichtet ist. [...] Die Debatte um Prekarisierung befasst sich daher mit sozialen Exklusionsprozessen und Teilhabemöglichkeiten an Erwerbsarbeit.“ (Sander 2012: 38) Auch der französische Soziologe Robert Castel koppelt sein Verständnis der Prekarität an atypische bzw. unsichere Arbeitsverhältnisse. Der Begriff ist zumeist schicht- und insbesondere einkommensabhängig vorbelastet und impliziert somit, dass sozialer Ausschluss als ein Problem der Armut gesehen werden muss (Götz 2009). Doch es muss festgestellt werden, dass rein rational-ökonomische Erklä-

rungen der Inklusion und Exklusion die gesellschaftliche Spannweite des Begriffes nicht abdecken können. Niklas Luhmann (1995) erkennt dieses Theorieproblem und bedient sich daher der funktionalen Differenzierung, um eine definitorische Abgrenzung zwischen dem Begriffspaar zu schaffen, welche später noch von Wert für diese Arbeit sein soll.

Robert Castel seinerseits beschreibt die Gruppe der gesellschaftlichen Prekarier_innen als sich „in Begriffen des Mangels – Mangel an Ansehen, Mangel an Sicherheit, Mangel an gesicherten Gütern und stabilen Beziehungen“ (2008: 404) manifestierend, zu welchen die individuell-ökonomische Lage sicherlich empirisch-signifikante Verbindungen aufweist – aber eben nicht nur ausschließlich. Denn anstelle eines messbaren monetären Wertes füllt Castel den Begriff (mehr oder weniger) empirisch mit der Bezeichnung der Nutzlosen (Castel 2000: 401), als „Ort sozialer Aussichtslosigkeit“ (Vogel 2008: 14). In diesem Sinne schlägt auch der Soziologe Berthold Vogel (2008) vor, den Begriff zu generalisieren, den gesellschaftlichen Randzonen zu entziehen und auf alle Formen der Abstiegsbedrohung anzuwenden.

Diese sozialperspektivische Interpretation bietet die Grundlage für eine Erweiterung der klassischen, ökonomisch-dominierten Prekaritätsthese, wie sie Pierre Bourdieu erstmals 1997 in einem Vortrag während der *Recontres européennes contre la précarité* in Grenoble auf eindrucksvolle Weise

”

Gilt der Prekaritätsbegriff möglicherweise auch für Angehörige der gesellschaftlichen Elite?

vollzog: „Es ist deutlich geworden, dass Prekarität heutzutage allgegenwärtig ist“ (Bourdieu 1998: 96). In seinem Verständnis umschreibt der Begriff die Unmöglichkeit, Chancen wahrzunehmen und zukünftige Zeithorizonte zu aktualisieren, denn „die Zukunft [liegt] überhaupt im Ungewissen“ (ebd.: 97). Durch die Verbindung der Parameter *Zeit* und *Ungewissheit* erhebt Bourdieu die Prekarität zum Organisationsproblem, entkoppelt von rein monetären Analyseinstrumenten, und öffnet deren Interpretationsspielraum schichtenübergreifend für die gesamtgesellschaftliche Anwendung. Während die Prekarität je nach Lebensumstand unterschiedliche, d. h. mehr oder weniger verhängnisvolle Ausprägungen entwickelt, ist sie nun dennoch prinzipiell *überall* verankerbar, denn sie verkörpert im Kern nichts Anderes als Statusungewissheit.

Eine naheliegende und doch bisher abwegige Frage drängt sich in diesem Zusammenhang auf, die im wissenschaftlichen Diskurs bislang nicht explizit gestellt wurde: Gilt der Prekaritätsbegriff möglicherweise auch für Angehörige der gesellschaftlichen *Elite*? Ist die Rede von Statusungewissheit, spricht man von Exklusion.

Der Prekaritätsbegriff kann so über gesellschaftliche Strukturen des *Dazugehörens* konstruiert bzw. geschärft und gleichzeitig aber auch erweitert werden (vgl. Touraine 1991, zit. in: Ludwig-Meyerhofer 2009: 11). In diesem Essay wird diese Hypothese präzisiert und überprüft. In Anlehnung an Bourdieus Verständnis von Prekarität wird gezeigt, dass die damit in vielerlei Hinsicht verbundene Entfremdungstheorie von Karl Marx aktualisiert und im modernen Arbeitskontext breitere Anwendung finden kann. Ein Leitfadenterview mit einem Top-Investmentbanker, dessen Schilderungen durch sekundäre Interviews und einen Vortrag zu einem explorativen Narrativ ergänzt werden, verdeutlicht, dass der Prekaritätsbegriff durchaus auch auf die Elite bezogen werden kann, insbesondere auf die Finanzelite der Top-Banker_innen. Diesem Versuch liegt die Vermutung zu Grunde, dass die professionelle Position, im Sinne der Marx'schen Entfremdungstheorie, als zentrale Stelle des Selbstverständnisses, sprich der Identität des_r Manager_in gesehen werden kann. In diesem Kontext beschreibt die Prekarität dabei das kurzfristige Potenzial des extremen Statusverlustes. Denn wie sich zeigen

wird, ist die professionelle Funktion eine hoch instabile und unsichere Konstruktion.

Die Elite

Die Bezeichnung *Elite* wird gemeinhin als extremer Gegenbegriff zum diskutierten Prekariat gebraucht. Als dieser wirft er jedoch in unserem Kontext ein Problem auf, denn wir müssen feststellen, dass das *Prekariat* keine empirische Menge der Gesellschaft beschreibt. Vielmehr muss man im soziologischen Sinne von Prekarität als Ordnungsproblem sprechen. Geht man in diesem Zusammenhang von der Bourdieu'schen These aus, dass Prekarität *überall* anzufinden ist, dann verliert der Begriff *Elite* als extremes, empirisches Gegengewicht an Aussagekraft. Um diesem konzeptionellen Problem aus dem Weg zu gehen, bedient sich dieser Beitrag phänomenologischen Beobachtungen, um die hier entwickelte Vermutung explorativ zu untersuchen, ohne dabei den Anspruch auf Generalisierbarkeit zu erheben bzw. den Narrator_innen einer bestimmten empirischen Menge zuzuordnen. Das mag den Leser_innen etwas unbeholfen vorkommen. Da es sich bei der *Elite* aber vermutlich um einen Leerbegriff handelt, der höchstens über monetäre Kennzahlen empirisch zu füllen wäre, fällt es schwer, Individuen dieser Bezeichnung zuzuordnen. Es mag paradox klingen, dass angesichts dieses Begriffsverständnisses dennoch

versucht wird, eine Personengruppe zu charakterisieren, welche diese Definition erfüllt. Die (vermeintlich) elitäre Bevölkerungsgruppe der Top-Finanzmanager_innen soll daher in diesem Kontext lediglich als *erwartbare* Gegengröße zum, von Marx ursprünglich adressierten, Prekariat (nämlich Proletariat) untersucht werden. Die Readressierung der Marx'schen Theorie, angewandt auf die hier diskutierte Gruppe, wird allerdings verdeutlichen, dass gerade nicht von einer empirischen Menge gesprochen werden kann. Und dennoch erfüllen die hier Besprochenen wohl die Definition einer „Funktionselite“ (Hartmann 2004: 10) mit ihrer hierarchischen Machtstellung, ihrer Tätigkeit mit Alleinstellungsmerkmal, der besonderen Verantwortung, welche langfristigen, strategischen Entscheidungen innewohnt. Das, was Finanzmanager_innen auszeichnet und vermutlich zu einer funktionselitären Gattung unter den Top-Manager_innen macht, ist ihre einzigartige Stellung im wirtschaftlichen Makrosystem. Jede Branche braucht eine Bank als Dienstleister und Finanzvermittler. Da für Banker_innen einflussreiche Netzwerkverknüpfungen besonders entscheidend sind, werden durch ihre Funktion als Zwischenspieler_innen spezielle Formen von grenzübergreifenden Verbindungen geschaffen, die Top-Manager_innen anderer Branchen so vermutlich nicht vorweisen können. Die gesellschaftliche Frustration dieser Stellung wird wohl noch verstärkt durch

die Tatsache, dass man sich dem Einfluss und der Abhängigkeit dieses Personenkreises partout nicht entziehen kann. Selbst wer kein_e Bankkunde_in ist, wird durch die gesellschaftsstrukturelle Funktion der Institutionen tangiert – denn sie tragen entscheidend zum Funktionieren des öffentlichen Lebens bei.

Die Banker_innen und die Gier

Vor diesem Hintergrund wird im weiteren Verlauf allerdings, wichtiger als die reine Bezeichnung einer empirischen Menge, die Frage nach der Motivation dieser Gruppe sein. Keiner anderen „Elite“ kam in den letzten Jahren mehr öffentliche Aufmerksamkeit zu. Auf der Suche nach Motiven für die verheerenden Auswirkungen der durch untragbares Risiko ausgelösten Weltfinanzkrise wurde sie zum Gravitationspunkt einer gesellschaftlichen Diskussion über Moral und Anstand. Was treibt diese Menschen also an? Die klassische, rational-ökonomische Antwort auf diese Frage, welche längst in der gesellschaftlichen Wahrnehmung fest verankert scheint, lautet gemeinhin: die Gier. Die unbändige Habsucht nach immer mehr Geld, welche immer größeres Risiko und immer höhere Gewinne verkörpert (Kellermann 2017: 378). Der Frankfurter Soziologe Sighard Neckel erhebt diese Emotion zum Dreh- und Angelpunkt jeder finanzökonomischen Erklärung, indem er festhält,

dass sich auf den modernen Finanzmärkten eine ökonomische Handlungsstruktur entwickelt hat, die genau jene Eigenschaften aufweist, die wir mit Gier verbinden: die Steigerung von Renditen um ihrer selbst willen, jenseits aller sachlichen Bindung, nur vom Ziel bestimmt, den Gewinn von heute Morgen durch höhere Gewinne am nächsten Tag zu überbieten. [...] Gier wird heute zum Strukturprinzip finanzökonomischen Handelns, sie ist Begleiterscheinung und Nebenprodukt eines Wettbewerbs, der davon regiert wird, die stets lauernde Chance auf den jeweils noch besseren Deal nicht zu verpassen. (Neckel 2012: 48f.)

Das trifft sicherlich den Kern des Problems, kann dessen Ursachen aber dennoch nicht erklären. Denn um die Gier, als maßlose Emotion, als eine unabhängige Variable zu operationalisieren, muss erklärt werden, *wieso* man gierig *wonach* ist. Geld, nur um des Geldes Willen, scheint in diesem Kontext aus der Perspektive der nicht überaus wohlhabenden Mehrheit plausibel zu klingen, aus der Perspektive der ohnehin schon Allbesitzenden allerdings keine allzu robuste Begründung zu liefern. Auch dieses Problem wird diese Arbeit aufgreifen. Zunächst wird sich der zentralen Hypothese über einen weitestgehend unbeachteten, wissenschaftlich-belletristischen Hinweis angenähert. Der britische Journalist und Anthropologe Martin Page (1972) ent-

”

Das zentrale Ziel des_r Top-Bankers_in ist in diesem Kontext nur mittelbar das Geld.

wickelte in der im anglo-amerikanischen Sprachraum weitestgehend unbeachteten Monographie *The Company Savage* die Idee der *archaischen Managementstrukturen*. Sein Vergleich kapitalistisch-moderner Unternehmensstrukturen mit den Riten und Organisationsstrukturen archaischer Stammesgesellschaften ist verblüffend. Er vermutet, dass sich die klassische Stammeszugehörigkeit als zentralster Baustein archaischer Identitäten auch auf Manager_innen in Großunternehmen übertragen lässt. Die Motivation der Führungskräfte könnte sich demnach zentral über Begriffe der In- und Exklusion definieren, wobei monetäre Anreize wie Geld, im Sinne Georg Simmels (1999: 313) als „absolutes Mittel“, lediglich als Proxy für Zugehörigkeit, Ansehen und Liebe der Institution funktionieren könnten. Das zentrale Ziel des_r Top-Bankers_in ist in diesem Kontext nur mittelbar das Geld. Unmittelbar geht es ihm um mehr: um die unbestrittene Zugehörigkeit zu einer (elitären) Klasse, an welche er seine Identität und sein Selbstverständnis knüpft. Die erweiterte Anwendung der Entfremdungstheorie von Karl Marx wird helfen, diese Hypothese im weiteren Verlauf zu schärfen.

Die Hypothese

Eine Vermutung: im Sinne Bourdieus Verständnisses der Prekarität kann die Marx'sche Entfremdungstheorie dem Pauperismus entzogen und an elitäre Gesellschaftsteile – präziser (mindestens) an die funktionale Finanzelite – readressiert werden. Im Folgenden wird verdeutlicht, dass die Hypothese insbesondere auf der unausweichlichen Funktionalisierung der Persönlichkeit der Manager_innen basiert. Auf die Porosität der Persönlichkeit wies Richard Sennett (2006: 37) in *The Corrosion of Character* hin:

Die Bedingungen der Zeit im neuen Kapitalismus haben einen Konflikt zwischen Charakter und Erfahrung geschaffen. Die Erfahrung einer zusammenhangslosen Zeit bedroht die Fähigkeit der Menschen, ihre Charaktere zu durchhaltbaren Erzählungen zu formen.

Sennett sieht die Wurzel des Problems zwar in der ökonomisch motivierten Flexibilisierung der Arbeitskraft gemeiner Arbeitnehmer_innen, beschreibt aber genauso gut eine Folge von Entfremdung

durch Funktionalisierung der Persönlichkeit. Diese Übertragung wird umso deutlicher bei Oskar Negt (2003: 13), der den beschriebenen Umstand als „problematisches Verhältnis von Flexibilität und Bindungsvermögen“ begreift.

Wie Narrationen aus verschiedenen Blickwinkeln im weiteren Verlauf verdeutlichen, beschreibt Prekarität in dem hier besprochenen Kontext einen (Überlebens-) Kampf, verkörpert im Zusammenhang von Arbeitsstelle, Position und Identität, der in negativer Konsequenz in der Entfremdung des_r Arbeiters_in von seiner_ihrer eigenen Identität gipfeln muss. Denn die Identität der untersuchten Personen manifestiert sich in der Arbeit, und diese zu verlieren ist inakzeptabel, bedeutet dies einen unmittelbaren Verlust der konstruierten Identität selbst.

Prekäre Entfremdung

Karl Marx hat dieses Verständnis der Entfremdung im Arbeitskontext konkretisiert, auch wenn er dessen Grundzüge weitestgehend der Hegel'schen *Phänomenologie des Geistes* entnahm. Während Georg Hegel (1976: 575) die Entfremdung im erkenntnis- und bildungstheoretischen Kontext noch positiv als „irrtümliche und zugleich zweckmäßige Selbsttäuschung“ (Henning 2015: 83f.) interpretiert, erweitert Marx sie zur kulturpessimistischen Theorie, nach welcher sich die menschliche Identität

gänzlich in der Arbeit konstituiert:

Das Große an der Hegelschen „Phänomenologie“ und ihrem Endresultate – der Dialektik der Negativität als dem bewegenden und erzeugenden Prinzip – ist also einmal, daß Hegel die Selbsterzeugung des Menschen als einen Prozeß faßt, die Vergegenständlichung als Entgegenständlichung, als Entäußerung und als Aufhebung dieser Entäußerung; daß er also das Wesen der Arbeit und den gegenständlichen Menschen, wahren, weil wirklichen Menschen, als Resultat seiner eignen Arbeit begreift. (Marx 1974: 235)

Von dieser Prämisse ausgehend entwickelt Marx sein Verständnis der sozialen Entfremdung, welches zwangsweise Folge eines jeden klassischen Anstellungsverhältnisses sein muss, in dem sich Produkt und Tätigkeit derart distanzieren, dass keinerlei Form von Fremdreferenz möglich bleibt, welche Selbstreferenz und Identität erlauben würde. Ohne jede Möglichkeit von identitätsstiftender Beobachtung steigen Individuen in eine Rekursivität ein, welche jede Distanzierungsfähigkeit unterbindet. Der_die Arbeiter_in entfremdet sich zum reinen Werkzeug, zum identitätslosen Produktionsfaktor. Seine Identität wird im Zuge seiner Kapitalisierung entpersonalisiert:

Eine unmittelbare Konsequenz davon, daß der Mensch dem Produkt seiner Arbeit, seiner Lebenstätigkeit, seinem Gattungswesen entfremdet ist, ist die Entfremdung des Menschen von dem Menschen. Wenn der Mensch sich selbst gegenübersteht, so steht ihm der andre Mensch gegenüber. Was von dem Verhältnis des Menschen zu seiner Arbeit, zum Produkt seiner Arbeit und zu sich selbst, das gilt von dem Verhältnis des Menschen zum andren Menschen, wie zu der Arbeit und dem Gegenstand der Arbeit des andren Menschen. Überhaupt, der Satz, daß der Mensch seinem Gattungswesen entfremdet ist, heißt, daß ein Mensch dem andern, wie jeder von ihnen dem menschlichen Wesen entfremdet ist. Die Entfremdung des Menschen [...] drückt sich aus in dem Verhältnis, in welchem der Mensch zu d[em] andren Menschen steht. (Marx 1974: 159f.)

Marx adressiert mit diesem Prozess der sozialen Entfremdung klassischerweise das Proletariat, eine nicht empirische, normativ-negative Menge einer jeden Arbeiter_innengesellschaft. Aber wieso? Ein narratives Leitfadenterview ergänzt durch Schilderungen aus einem Zeitungsartikel und einem Vortrag verdeutlicht, dass die historisch-phänomenologischen Betrachtungen Marx und Engels und die daraus abgeleitete Adressierung der Arbeiterklasse im Kontext revolutionärer

Strömungen während der industriellen Revolution nicht gegen eine gesellschaftliche Aktualisierung des Entfremdungsbegriffes sprechen muss. Die Relevanz dieser Readressierung wird deutlich, wenn die Marx'sche Theorie mit den Augen Adornos und Horkheimers gelesen wird:

Nicht bloß mit der Entfremdung der Menschen von den beherrschten Objekten wird für die Herrschaft gezahlt: mit der Versachlichung des Geistes wurden die Beziehungen der Menschen selber verhext, auch die jedes Einzelnen zu sich. Er schrumpft zum Knotenpunkt konventioneller Reaktionen und Funktionsweisen zusammen, die sachlich von ihm erwartet werden. (Adorno/Horkheimer 2003: 45)

Georg Lukács interpretiert diesem Umstand ähnlich, wenn er mit dem Begriff der *Verdinglichung* auf eine „gespenstige Gegenständlichkeit“ (1923: 97) hinweist, die menschliche Zwischenbeziehungen erhalten, wenn sie im Kontext ökonomischer Beziehungen stattfinden.

Wie aber lässt sich die Entfremdungsthese als unleistbare Selbstreferenz auf elitäre Gesellschaftsstrukturen projizieren? Im sozialen Kontext erfolgt die Funktionalisierung über Kommunikation. Dabei beschreibt die Anschlussfähigkeit der Identität eines Individuums ein Inklusionsproblem. Niklas Luhmann erkennt dieses Problem. Über die funktionale

Differenzierung im Rahmen einer systemtheoretischen Untersuchung schafft er eine Annäherung an den Prekaritätsbegriff über die Unterscheidung von Inklusion und Exklusion:

Die Unterscheidung Inklusion/Exklusion ist eine systeminterne Unterscheidung. Sie kann nur zur Ordnung der Kommunikation verwendet werden. Hier macht es aber einen Unterschied, ob Personen als mitwirkungsrelevant oder als nichtmitwirkungsrelevant bezeichnet werden. Im einen Fall hängt etwas davon ab, wie sie agieren und reagieren; im anderen Falle nicht. (Luhmann 1995: 261f.)

Systeminterne Inklusion definiert sich also über Relevanz und Anschlussfähigkeit in kommunikativen Prozessen. In elitären Arbeitsstrukturen leitet sich diese Relevanz einzig und allein aus der Funktion – ergo der Funktionalität (bzw. dem kapitalisierbaren Nutzen) – der Person ab. Geht die Position verloren, ist persönliche Relevanz nicht mehr aktualisierbar. Nur Exklusion kann die Folge sein. Den „Stamm“, welchen Martin Page (1972) noch belletristisch beschreibt, kann mit Hilfe Luhmanns Unterscheidung nicht-empirisch und doch präziser bestimmt werden. Er konstituiert sich in der Zugehörigkeit zu einer funktionalen Klasse, welche sich über Bedeutung, Mitwirkungsrelevanz und kommunikative Anschlussfähigkeit

definiert. Die Konsequenz der Readressierung wird an diesem Punkt deutlich, denn die persönliche Entfremdung ist im hier erweiterten Verständnis eine Folge des ständigen Strebens nach Inklusion. Wenn nur die professionelle Funktion der Person kommunikativen Anschluss finden kann, wirkt die eigene Identität störend, denn sie stellt die eigene Relevanz kontinuierlich in Frage (vgl. Henning 2015: 122). Die unmittelbar an ihre Funktion gebundenen Top-Finanzmanager_innen entfremden sich daher von sich selbst, um sich anschließbar zu halten und ihre funktionale Bedeutung stets aktualisieren zu können. Aus der Divergenz von Identität und Funktionalität ergibt sich ein kurzfristiges Potenzial extremen Statusverlustes. Eine wahrhaft prekäre Situation.

Das Narrativ

Ein Narrativ, hier ein Zusammenschluss unterschiedlicher erzählender Beschreibungen eines sozialen Umfelds, soll helfen, die formulierte Hypothese zu schärfen und explorativ zu testen. Dabei verdeutlichen verschiedene Beobachtungen aus der finanzelitären Innenwelt, wie die unbedingte Zugehörigkeit, verkörpert in Bedeutung, Mitwirkungsrelevanz und kommunikativer Anschlussfähigkeit, das zwischenmenschliche Dasein diktiert. Das Narrativ wird dabei aus drei separaten Beobachtungen rekonstruiert:

(1) Ein anonymisiertes Leitfadenterview mit einem noch aktiven Top-Finanzmanager, der bei mehreren internationalen Großbanken in leitenden Funktionen und Vorständen tätig war (nachfolgend „Investmentbanker“ genannt); (2) Ein Vortrag zum *Ausstieg* des ehemaligen Investmentbankers Rainer Voss (2015), der seine Karriere im Dokumentarfilm *Master of the Universe* reflektierte; (3) Ein Zeitungsartikel, zusammengestellt aus verschiedenen Interviews mit ehemaligen Vorständen der Deutschen Bank, welche der Leiter des ZEIT-Hauptstadtbüros Marc Brost in Zusammenarbeit mit dem Dokumentarfilmer Andres Veiel führte (2015). Im Rahmen dieses Narrativs werden also explizit unterschiedliche Beobachtungspunkte – die des noch Integrierten mit denen der bereits Exkludierten – komplementär verbunden, um umfassende Einblicke in die Schnittstelle zwischen In- und Exklusion zu erlangen. In Hinblick auf die geringe Anzahl an qualitativen Quellen und der unstrukturierten Form der Auswertung sei an dieser Stelle erneut der ausdrücklich explorative Charakter dieser Untersuchung betont. Vor diesem Hintergrund ist es jedoch umso interessanter, dass verschiedene Beobachtungspunkte sowohl *ex ante* als auch *ex post* auf dieselbe Form der Prekarität hindeuten. Zunächst verdeutlicht das Leitfadenterview, dass bereits der Einstieg in die kommunikative Zugehörigkeit, also das Erlangen der relevanten Position, selbst

ein prekäres Moment darstellt.

Investmentbanker: *[...] bei mir hat zweimal mein direkter Vorgesetzter gekündigt. Ich war zweimal für seine Position eigentlich zwei Berufsjahre zu jung. Und meine damaligen Chefs haben beide Male gesagt „Wir probieren das mal.“ Und das hätte schiefgehen können, das hätte in die Hose gehen können. Das hätte meine Karriere zerstören können, denn vielleicht hätte ich ja diese zwei Jahre zur Entwicklung noch gebraucht und hätte dann irgendeinen Fehler gemacht. Man macht immer Fehler, aber man hätte vielleicht gravierende Fehler gemacht, die einfach mit mangelnder Erfahrung zusammenhängen. [...] Klar, man muss auch noch gefragt werden. Da saßen zehn Leute rum, und einer musste gefragt werden. Klar, das ist jetzt sicherlich auch wieder eine Kombination von Können und natürlich auch immer ein bisschen Glück, das würde ich nie bestreiten. [...]*

Interviewer: *Das heißt, Sie haben sich in diesem Moment für eine sehr riskante Option entschieden, die Stelle anzunehmen? Oder ist es ebenso riskant, die Stelle abzulehnen?*

Investmentbanker: *Ja, das ist beides sehr riskant.*

Aus dem Gespräch geht hervor, dass die Entwicklung der Karriere, so steil (und

betont „*atypisch*“) sie im Falle des interviewten Investmentbankers verlief, weitestgehend günstigen Momenten und Zufällen zu verdanken sei. Diese Momente sind in zweierlei Hinsicht prekären Gehalts. Einerseits muss der_*die* aufstrebende Manager_in zunächst einmal „gefragt werden“, die zufällig zu diesem Zeitpunkt freigewordene Stelle zu übernehmen, sich dementsprechend gegen andere Mitstreiter_innen durchsetzen, die ihrerseits in Folge zum Scheitern verurteilt sind. Andererseits erfordert das Angebot der wirkungsrelevanten Position eine Entscheidung prekären Ausmaßes. Denn nimmt die Person die Stelle an, läuft sie Gefahr seiner_ihrer Un-erfahrenheit („zwei Berufsjahre zu jung“) zum Opfer zu fallen. Gleichzeitig kann das Angebot aber auch unmöglich abgelehnt werden, da es exogenen Umständen unterliegt (nämlich der Kündigung der direkten vorgesetzten Person), ob sich eine solche Chance noch einmal ergibt. In zwei Jahren, wenn *man* eigentlich das geeignete Berufsalter erreicht hat, wird *man* wohl nicht noch einmal gefragt werden. Verschiedene Zeithorizonte verschwimmen.

Funktionalisierte Beziehungen

Die Entfremdung, wie sie in der kapitalismuskritischen Theorie Karl Marx beschrieben wird, zeigt sich im Narrativ insbesondere in der Funktionalisierung von zwischenmenschlichen Beziehungen.

Freundschaften werden hier nicht nur durch Professionalitätsnetzwerke abgelöst, sie kommen im Zweifel gar nicht erst zustande.

Investmentbanker: *Und es ist ganz einfach, ich habe grade jetzt festgestellt, eine Kollegin von mir, von der ich länger nichts gehört habe, ist jetzt ... in Singapur, ist jetzt CEO bei [Unternehmen]. Ehm, [überlegt kurz] da weiß ich nicht ob ich die benutze, ... aber es macht dann irgendwann einfach Ping und ein Netzwerkkontakt ist quasi wieder aktiviert. Kann sein, dass ich den nie wieder brauche, aber sie kennt mich und ich kenn sie.*

Bekanntschaften werden augenscheinlich primär aus Gesichtspunkten der Nützlichkeit und ihrer Funktionalität betrachtet. Die Nützlichkeit ergibt sich in diesem Falle rein aus der Führungsposition bei einem marktrelevanten Unternehmen. Sie wird zum Zentrum des Zusammenseins und definiert die Identität der Einzelperson. *Man* verkörpert einen „Netzwerkkontakt“, der ähnlich einer Maschine bei Notwendigkeit „aktiviert“ werden kann. Die Persönlichkeit wird so zur beruflichen Ressource. Echte Freundschaften sind nicht möglich, da sie ökonomisch nicht sinnvoll erscheinen:

Investmentbanker: *Je höher man in der ... in der, ich sag mal, Seniorität steigt, und natürlich auch je mehr man arbeitet, je mehr man international unterwegs ist – da habe ich auch Leute, wo ich sage, die finde ich auch so ganz sympathisch. Da könnte ich mir auch vorstellen, Teile meiner knapp bemessenen Zeit, Freizeit, zu verbringen. Aber es ist eigentlich nicht passiert. Weil du dafür viel zu viel arbeitest, in der Beziehung. Und dann natürlich auch die Thematik hast... [überlegt kurz] Es gibt da so einen ganz geflügelten Spruch, den habe ich mal von einem meiner ersten Chefs gelernt: „Es ist einfacher, Sie Arschloch zu sagen, als Du Arschloch“. Also du musst schon aufpassen, wenn du eine gewisse Funktion und Verantwortung hast, dass du auch eine gewisse Distanz hältst.*

Freundschaften sind aus zwei Gründen unmöglich, so der Investmentbanker. Erstens erfordert das Streben nach Aufstieg und Erfolg, also die Erhaltung und Entwicklung einer anschlussfähigen Identität ein Maß an Arbeitseinsatz, das es rein zeitlich unmöglich macht, Freundschaften aufzubauen und zu pflegen. Zweitens können freundschaftliche Beziehungen (wie beschrieben) hierarchische Strukturen untergraben. Dies hätte zur Folge, dass etablierte Kommunikationswege gestört würden. Engere, rangübergreifende Beziehungen könnten so die Flexibilität der Organisation hem-

men und es schwerer machen, sich zum Wohle des Unternehmens von Einzelnen zu trennen. Im Umkehrschluss erinnert diese Beschreibung des Bankenumfelds (wenig überraschend) an ein Soldat_innen-narrativ, das fatalistisch impliziert: Freundschaften lohnen sich nicht, denn dein_Kamerad_in kann jederzeit fallen! Ein an Emotionalität gebundenes Argument, welches aber nicht ungleich schwächer wirkt.

Inklusion und Exklusion

Erzählerisch funktioniert der Diskurs über Zugehörigkeit zirkulär. Denn die Narration offenbart zumeist erst was Inklusion bedeutet, wenn Exklusion als Gegenbegriff mit Leben gefüllt wird. Erst wenn sich Individuen vor Augen führen, „was auf dem Spiel stehen“ kann, wird die Relevanz von Identifikation, Anschlussfähigkeit und Bedeutung deutlich. Es scheint, als würde diese Form der Beobachtung erst durch eine gewisse Distanz ermöglicht, welche im aktiven Tagesgeschäft mit nicht aktualisierbaren Zeithorizonten und im Zustand der reinen Funktionalität, nicht geleistet werden kann. Gemeinhin kommt daher erst sogenannten *Aussteigern* dieses zweifelhafte Privileg zu, wie Gespräche mit ehemaligen Bankvorständen verdeutlichen:

Im Sterbehaus gibt es kaum noch Privilegien. Der Fahrer fährt einen morgens nicht mehr in die Vorstand-

stiefgarage. Der Aufzug fährt nicht mehr ohne Zwischenstopp nach oben. Einem früheren Vorstand hat die Bank bei seinem Auszug aus dem Turm den Schreibtischstuhl in Rechnung gestellt. Das hat diesen Mann sehr verletzt, und das lag nicht am Geld. Es lag am Gefühl der eigenen Bedeutung. Plötzlich war es nicht mehr da.

[...]

Die ersten Minuten dieser Gespräche, die es offiziell nie gegeben hat, verlaufen meist genau so: Die Männer aus dem Haus im Schatten der Türme erzählen von ihren Terminen, von ihren Ideen und davon, welche wichtigen Leute sie gerade getroffen haben. Wer sie schon etwas länger kennt, aus der Zeit, als sie selbst noch im Vorstand waren, bemerkt erst einmal keine Veränderung zu früher.

Dann aber fällt auf, dass sie nicht mehr aufhören zu reden, dass sie auf einmal Zeit haben, viel mehr Zeit als früher. Sie scheinen sehr froh zu sein, dass jemand da ist, der ihnen zuhört. Und irgendwann bricht es heraus. Dann erzählt ein früherer Vorstand, dass er Briefe an die aktuellen Chefs schreibe. Er bietet seinen Rat an. Aber er erhält keine Antwort. (Brost/Veiel 2015: 5)

Der Verlust der Bedeutung, verkörpert durch Privilegien wie Geld, einer_n persönlichen Chauffeur_in, eine schwarze Vielfliegerkarte oder einen persönlichen

Aufzug, kommt gleich mit der Einsicht, dass die Identität, welche man mit Fokus auf eine ideale Anschlussfähigkeit konstruierte, eben nur konstruiert war. Plötzlich erhält man keine Antwort mehr. Der Ausstieg, welcher dem Zusammenfall der konstruierten Funktionalität vorausgeht, ist dabei erschreckenderweise systemisch institutionalisiert. Die Prekarität zeigt sich auch durch die Wette auf das Ende, welches garantiert kommt und doch meist überrascht:

Investmentbanker: *Und es ist dieses Pyramidenschema, ist natürlich so, wenn ich mir überleg', ich habe meine erste globale Managementposition gehabt da war ich, ich will jetzt nicht lügen, da war ich 31. Ich kann jetzt nicht von 31 bis 67 irgendwie globale Führungspositionen da blockieren, weil dann werden ja alle anderen unter mir dann sagen, der hört ja nie auf. Irgendwann will ich da ja auch mal hin. Und man darf ja in der Dynamik schon nicht vergessen, warum arbeiten Leute so viel, geben so viel von ihrem Dings ab, weil natürlich das Klassenziel schon irgendwie ist, zumindest in der Idealvorstellung, mal in dieser Position zu sein. Das heißt, diese Position muss auch irgendwann mal freigegeben werden. Und, ich sage mal, [amerikanische Investmentbank] macht das ja auch relativ methodisch, wenn du Partner wirst bei [amerikanische In-*

vestmentbank], dann weißt du, du hast es erreicht. Es ist aber so, da wird die erste Glocke zu deinem Ausstieg schon geläutet, wenn du sagst: Du bist jetzt Partner – und, enjoy it while it lasts.

Partner_in zu werden, die höchste Stufe der Pyramide zu erreichen, das institutionalisierte „Klassenziel“, welches jedem_r Investmentbanker_in im Kontext unmenschlicher Arbeitsleistungen einen Rahmen gibt, entpuppt sich in Wirklichkeit als die Diagnose einer sozialtödlichen Krankheit. Die Identität, welche ein_e Banker_in über Jahre begründet und weiterentwickelt, ist angezählt, sobald sie ihren Zenit der Funktionalität erreicht hat:

Investmentbanker: *Und dann gibt es ganz klar Leute, die das, wenn man will, auch ganz rational machen, und sagen: Ja „Herr Meier“ interessiert mich nicht mehr. Es ist [überlegt, zögert] für viele, insbesondere ältere Manager, [kurze nachdenkliche Pause] ist es eine sehr bittere Erkenntnis, der Verlust der Bedeutung und die Erkenntnis, dass die Bedeutung vorher in der Funktion und nicht in der Person gelegen hat. Und natürlich ist das auch was anderes, wenn ich heute als [Name Investmentbanker] irgendwo anrufe oder als [Name Investmentbanker], Leiter [Bankhaus] Investmentbanking. Da leihe ich mir natürlich auch mit der Funktion eine gewisse Bedeutung, da sollte man sich*

nichts vormachen [Pause].

[...] ich sag immer, wenn man aus Frankfurt nach London fliegt und auf dem Flieger kennt man keinen mehr, ich glaube dann ist man wirklich raus [lacht] oder, wenn ich hier Mittags über die Fressgass [Frankfurter Einkaufsmeile] gehe und ich treffe keinen mehr, nur im Zuwinken, ich glaube dann ist's auch vorbei. [schaut in die Luft, denkt nach, anschließend mit ruhigerer Stimme] Aber der Flieger nach London, das ist halt immer noch das Gravitationscenter im Investmentbanking in Europa. Wenn ich da jetzt wirklich keinen mehr kennen würde, dann ... weiß man auch, dass man eben selber, und das ist ja auch ganz normal, das wird bei mir auch irgendwann mal so sein, dass du dann eben sagst: Okay du bist jetzt wirklich zu dem Thema: End of Lifestyle.

Interviewer: *Was bedeutet denn „raus sein“?*

Investmentbanker: *Ja raus sein, Sie haben ja nach dem Netzwerk gefragt. Das heißt das dann deine Netzwerkkontakte auch nicht mehr in der Form vorhanden sind, in der Funktion und damit du ja auch nicht mehr.*

Die Existenz des_r Investmentbankers_in definiert sich in der erfahrbaren Inklusion, durch die Teilhabe an Kommunikation, die einzig und allein durch die professionelle Relevanz ermöglicht wird. Allein

”

Das stets erfolgreiche und doch prekäre Dasein des elitären Bankmanagers gipfelt tragischerweise im Scheitern der eigenen Identität.

der Zugang zu relevanten Orten wie dem Flugzeug nach London, dem Besuch teurer Restaurants oder der Einkaufsmeile zu den Füßen der Bürotürme reicht insofern nicht aus, um unbegrenzt Anschluss und Beachtung zu finden. Verliert eine Person seine oder ihre Position, verliert sie allen Wert, den sie unter Einsatz unendlicher Arbeitsstunden und Unterdrückung der privaten Identität entwickelt hatte. Die Entfremdung vom eigenen Selbst, wie Marx sie so bestechend für die proletarische Arbeiterklasse beschreibt, die Konstruktion einer funktionalen, anschlussfähigen Persönlichkeit, die im Endeffekt keine ist, wird somit im Zustand der Exklusion für die elitäre Klasse deutlich:

Der Tod, der bislang undenkbar schien, weil man ja noch vorher in die Abteilungsleitersitzung musste, wird plötzlich zu einer Möglichkeit. Die Arbeit, die tägliche Routine, die wie eine Wand zwischen uns und dem Ende stand, ist plötzlich verschwunden. (Voss 2015: 7)

Treffender und konsequenter kann die Prekarität der elitären Entfremdung nicht beschrieben werden.

Nach dem Ende

Doch was bleibt in der Konsequenz? Nur der Versuch, die Anschlussfähigkeit über die Grenzen der Funktionalität hinaus zu wahren. Ein Vorhaben, das im fatalistischen Kontext sozialer Beziehungen innerhalb der elitären Klasse *eo ipso* zum Scheitern verurteilt ist:

Ein gewöhnlicher Arbeitnehmer, dem sein Büro nicht mehr gefällt, kann nicht einfach zu Hause bleiben. Er hat einen Vertrag unterschrieben, er ist verpflichtet, am Arbeitsplatz zu erscheinen. Die Männer [ehemalige Vorstände der Deutschen Bank] im kleinen Nachbarhaus der Deutschen Bank sind freiwillig dort, niemand hält sie davon ab, auf einem hübschen Landsitz ihre Rente zu genießen. Sie schaffen es nicht, die Bank zu verlassen, sie bleiben gefangen in einer Welt, die ein großes Büro im obersten Stockwerk zum Ziel des Lebens erklärt. Nur dass sie jetzt ein kleines Büro ziemlich weit unten haben. (Brost/Veiel 2015: 7)

Das „Sterbehaus“ der Deutschen Bank, welches Brost und Veiel in ihrem Artikel beschreiben, ist die architektonische

Weigerung, das Ende zu akzeptieren. Das stets erfolgreiche und doch prekäre Dasein des elitären Bankmanagers gipfelt tragischerweise im Scheitern der eigenen Identität. Erving Goffmans *Cooling the Mark Out* (1952) beschreibt die sozialen Anpassungsprozesse, welche in diesem Kontext greifen könnten.

For the mark, cooling represents a process of adjustment to an impossible situation – a situation arising from having defined himself in a way which the social facts come to contradict. The mark must therefore be supplied with a new set of apologies for himself, a new framework in which to see himself and judge himself. (Goffman 1997: 10)

32

Doch seine Theorie setzt als soziales Konstrukt eine Interaktion voraus – und damit einen Partner, einen unterstützungsbereiten Kontakt („the cooler“). Jemand, der sein Leben lang kompromisslos um die Liebe und Anerkennung einer Institution gekämpft hat, kann sich sicherlich glücklich schätzen, wenn sie_er diese Voraussetzung noch erfüllen kann.

Schluss

Das Narrativ scheint die hier formulierte Vermutung zu bestätigen. Marx mag recht gehabt haben, mit seiner Beschreibung des Phänomens der Entfremdung, dem

Grundpfeiler seiner kapitalismuskritischen Philosophie. Doch moderne Entwicklungen erlauben eine Aktualisierung seiner Theorie. Er selbst konnte die Globalisierung des Finanzsektors und den damit verbundenen Aufstieg einer bestimmten Elite selbstverständlich nicht berücksichtigen, geschweige denn vorhersehen. Allerdings mag das klassischerweise angesprochene Proletariat, das Marx in seiner klassenorientierten Beobachtung als prekäre Gesellschaftsschicht ausmacht, sein Verständnis von Entfremdung ebenso treffend erfüllen, wie der moderne, wohlhabende, weil finanzelitäre Investmentbanker_innen. Unter Einbeziehung heutiger Umstände schwimmt somit das stratifizierte Klassenverständnis, welches Marx noch als Grundlage seiner klassischen politökonomischen Kritik konstruierte.

In ihrer Anwendung könnte die Readressierung der Marx'schen Entfremdungstheorie so einen wichtigen, weil bislang kaum beachteten Ansatzpunkt für soziale Motivationsmuster von Top-Managern_innen eröffnen. Die bis dato angebrachte Erklärung für unmoralisches Verhalten, die Gier nach monetären Werten, erscheint zunehmend unterkomplex. Wenn monetäre Entlohnung und elitäre Privilegien nur einen Proxy für ein komplexeres Verlangen darstellen, geraten ökonomisch-rationale Erklärungsversuche an ihre Grenzen. Ansehen und Relevanz, verkörpert in der kommunikativen Anschlussfähigkeit einer konstruierten Identität, beschreiben

ein soziales Konstrukt, welches nicht an kapitalisierte Güter, sondern an die Funktionalität der Persönlichkeit gebunden ist. Die Prekarität, welche sich den betroffenen, vermeintlich elitären Individuen in diesem Kontext offenbart, schwächt die Überzeugungskraft des Habsuchtarguments. Die Realität erscheint tragischer.

Auf die Dimension dieser Tragik weist auch Pierre Bourdieu mit einer Vermutung hin. Unter dem Begriff der *Flexploitation* beschreibt er eine kapitalistische Herrschaftsform, welche Prekarität (Unsicherheit) zweckrational konstruiert, um „Widerstände zu brechen und Gehorsam und Unterwerfung durchzusetzen“, kurz um, eine Revolution zu verhindern (vgl. Bourdieu 1998: 101). Die sozial-hierarchischen Gefüge einer Investmentbank scheinen diese Vermutung zu professionalisieren. Erst im Moment der Prekarität, der absoluten Ungewissheit ob des eigenen Status und der zukünftigen Anschlussfähigkeit, mit der Gefahr der persönlichen Irrelevanz vor Augen, ist man zu allem bereit. Die verstetigte Prekarität wird zum notwendigen Mechanismus. Sie muss im System institutionalisiert sein, denn ohne sie würde das abstruse Anreizsystem der ständigen Unsicherheit zerbrechen. Die schwerwiegenden individuellen und gesellschaftlichen Konsequenzen – wie beispielsweise Burnouts und Finanzkrisen

– die diese systematische Prekarisierung zur Folge haben kann, scheinen unter der Dominanz dieses Prinzips irrelevant zu sein.

Die explorativen Erkenntnisse dieser Studie haben insofern wichtige Implikationen für politische Regulierungsversuche in Finanzmärkten. Denn das hochriskante Verhalten, welches richtigerweise als zentraler Auslöser von vergangenen Krisen identifiziert wurde, findet seine Ursache nicht unmittelbar im Streben nach Boni und Luxus, sondern im Versuch der Abwendung plötzlichen Statusverlustes bzw. in der Hoffnung nach rapidem, heldenhaftem Aufstieg, die jede kurzfristige

Entscheidung gleichermaßen verkörpern kann. Monetäre Regulierungsversuche, wie beispielsweise absolute Begrenzungen von Bonizahlungen und die schweizerische *1:12-Initiative*, sind vor diesem Hintergrund sicherlich dienlich in Bezug auf das gesellschaftliche Gerechtigkeitsempfinden. Da aber der besprochene Status verbunden mit kommunikativer Anschlussfähigkeit ein *relatives* soziales Konstrukt beschreibt, ist der Effekt solcher Regulierungsversuche auf die Eindämmung hochriskanten Entscheidungsverhaltens äußerst fraglich. Stattdessen sollte zunehmend auf Regulierungstechniken zurückgegriffen werden, die ausdrücklich an die Stabilität

” Erst im
Moment der
Prekarität [...]
ist man zu
allem bereit.

der Institution gekoppelt sind, um deren Inklusion ihre Angestellten stetig buhlen. Die verzögerte Auszahlung von Gehaltsanteilen in Form von Aktien könnte ein Beispiel für ein solches Instrument sein, um längerfristig orientiertes, also risikoaverses Verhalten zu fördern.

ZUM AUTOR

Dustin Voss, 25, hat „Soziologie, Politik & Wirtschaft“ an der Zeppelin Universität in Friedrichshafen sowie „Political Economy of Europe“ an der LSE in London studiert. Seine Schwerpunkte sind vergleichende Kapitalismusforschung, Wohlfahrtsstaaten und Sozialpolitik sowie monetäre Integration in Europa. Er arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am European Institute der LSE.

LITERATUR

- Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max** (2003): Dialektik der Aufklärung. In: Tiedemann, Rolf (Hrsg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Bd. 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre** (1998): Prekarität ist überall. In: Bourdieu, Pierre (Hrsg.): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz: UVK.
- Brost, Marc/Veiel, Andres** (2015): Sie nennen es Sterbehau. In: „Die Zeit“, 22.10.2015, Nr. 43. Online verfügbar unter: Zeit-Online, <http://www.zeit.de/2015/43/deutsche-bank-frankfurt-westend-manager-aufsichtsrat/komplettansicht> (31.10.2015).
- Castel, Robert** (2008): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz: UVK.
- Goffman, Erving** (1997): On Cooling the Mark Out. Some Aspects of Adaptation to Failure. In: Lemert, Charles/ Branaman, Ann (Hrsg.): The Goffman Reader. Malden, Massachusetts: Blackwell, S. 3–20.
- Götz, Irene** (2009): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt am Main u.a.: Campus.
- Hartmann, Michael** (2004): Elitesozologie. Eine Einführung. Frankfurt am Main: Campus.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich** (1976): Phänomenologie des Geistes. Werke in zwanzig Bänden. Bd. 3, Theorie Werkausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Henning, Christoph** (2015): Theorien der Entfremdung. Zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Kellermann, Paul** (2017): Geld. In: Maurer, Andrea (Hrsg.): Handbuch der Wirtschaftssoziologie. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 349–384.
- Leisering, Lutz** (2001): Wirklich die beste aller Welten? Die soziologische Kritik am Wohlfahrtsstaat. In: Meyer, Karl Ulrich (Hrsg.): Die beste aller Welten? Marktliberalismus versus Wohlfahrtsstaat. Frankfurt am Main u.a.: Campus, S. 113–134.
- Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang** (2009): Exklusion als soziologisches Konzept. In: sozialersinn, Jg. 10/1, S. 3–28.
- Luhmann, Niklas** (1995): Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lukács, Georg** (1923): Geschichte und Klassenbewusstsein. Studien über Marxistische Dialektik. Berlin: Malik-Verlag.
- Marx, Karl** (1979): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Marx-Engels-Werke. Bd. 23. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl** (1974): Ökonomisch-philosophische Manuskripte. Leipzig: Reclam.
- Neckel, Sighard** (2012): Gier: Eine Emotion kommt ins Gerede. Über den Gefühlshaushalt der Wirtschaft und die normativen Grundlagen des Kapitalismus. In: Forschung Frankfurt 2/2012, Goethe Universität Frankfurt. Online verfügbar unter: http://www.forschung-frankfurt.uni-frankfurt.de/43022027/Frye_FoFra-2012_02_46-50.pdf (8.2.2015).
- Negt, Oskar** (2003): Flexibilität und Bindungsvermögen. Grenzen der Funktionalisierung. In: Meschnig, Alexander/ Stuhr, Mathias (Hrsg.): Arbeit als Lebensstil. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Page, Martin** (1972): Managen wie die Wilden. Die Stammesriten der Primitiven und der Führungsstil in unserer Wirtschaft – ein Vergleich, der überrascht. München: Heyne.
- Sander, Nadine** (2012): Das akademische Prekariat. Leben zwischen Frist und Plan. Konstanz: UVK.
- Sennett, Richard** (2006): Der flexible Mensch. Berlin: Berlin Verlag.
- Simmel, Georg** (1999): Philosophie des Geldes. Gesammelte Werke. Bd. 6. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Touraine, Alain** (1991): Face à l'exclusion. In: Esprit (Februar), S. 7–13.
- Vogel, Berthold** (2008): Prekarität und Prekariat. Signalfelder neuer sozialer Ungleichheiten. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) 33-34/2008, S. 12–18.
- Voss, Rainer** (2015): Aussteiger. Helden oder Feiglinge? Vortrag im Rahmen der Bayreuther Dialoge am 25. Oktober 2015. Institut für Philosophie: Universität Bayreuth.